

**Karl Dedecius**

## **Partnerschaft und Poesie \***

Magnifizenzen,  
verehrte Gäste und Gastgeber,  
meine Damen und Herren.

Gestatten Sie mir, aus diesem festlichen Anlaß ein paar Gedanken nachzugehen, die sich mir – polnische Poesie lesend – zum Thema Partnerschaft, zum Thema Łódź und Gießen, zum Thema Deutsche und Polen, aufdrängen. Nichts scheint so ungereimt wie die Zusammenfügung von etwas eindeutig Konkretem wie Partnerschaft mit etwas vieldeutig Abstraktem wie Poesie. Und doch ist nichts als das Paar, als Doppelwesen, bestehend aus zwei scheinbar auseinanderklaffenden Begriffen und Inhalten, in der sich durchdringenden, sich ergänzenden Kreativität und Konsequenz so segensreich wie eben Partnerschaft und Poesie.

Poesie, in ihrer ursprünglich simplen griechischen Bedeutung, kommt von „machen“, tun, vollbringen, verwirklichen, schaffen. Es besagt aber in der späteren weiteren Sublimierung des sich immer mehr differenzierenden Begriffs den hohen Anspruch der Vollendung in der Wort-Kunst, die Kunst der ethisch und ästhetisch wertvollen Darstellung durch Sprache.

Poesie vermag in ihrer elliptischen Sprechweise, in ihrer Bilderschrift zeitliche und räumliche Gräben und Grenzen zu überwinden, über sie hinwegzudenken, vorauszudenken, Künftiges, auch Inneres –

also auch Empfindungen und Stimmungen – Stoff werden zu lassen, Ganzheiten herzustellen.

Poesie nimmt Veränderungen wahr, die noch nicht effizient geworden sind, sie zeichnet Entwicklungen vor, die wir konkret noch nicht zu denken gewagt haben. Poesie vermag auf kleinstem verbalen Raum große Ideenzusammenhänge sichtbar zu machen. Sie vermag das Mitfühlen zu wecken und das Weiterdenken zu mobilisieren.

Die Apperzeptionsformen der Poesie besitzen geradezu geheime Kräfte, Apathie zu heilen, Dynamik zu bewirken. Es ist ihr Sinn und Zweck, Mentales und Emotionales in schöpferische Bewegung zu bringen.

Poesie, obwohl sie nicht ungegliedert, nicht indifferent ist, schafft Einheit und Ganzheit, weil Einheit und Ganzheit ihr künstlerisches Wesen ausmachen. Dazu kommt noch etwas Drittes, Übergeordnetes hinzu, ohne das Poesie undenkbar wäre, nämlich die Freiheit. Die Freiheit der Rede, der Sprache, des Denkens – die Freiheit der Form. Und die Freiheit des Tuns.

Poesie ist Vision. Partnerschaft bedarf der Vision, der Visionäre. Am Anfang aller großen Menschenwerke stand die Vision des Menschen, seine Enge nicht zu akzeptieren, das Begrenzte zunächst mit Gedanken, dann mit Werken zu sprengen, einen Schritt weiter ins Grenzenlose vorzustoßen. Himmlische Systeme zu revolutionieren – wie Kopernikus. Oder irdische.

Partnerschaft, die nicht statisch, nicht steril bleiben will, ist auf poetische Visionen,

---

\* Festvortrag zur 10jährigen Partnerschaft der Universitäten Łódź und Gießen, gehalten am 4. Juli 1988.

auf etwas noch kaum Denkbares angewiesen.

Partnerschaft bedeutet Partizipation, Teilhabe, Teilnahme – gegenseitigen Gewinn durch Geben und Nehmen. Sie bedeutet gemeinschaftliche Rechnung ohne schlitzohrige Berechnung, ein Tauschgeschäft ohne hintersinnige Absicht, den anderen zu übervorteilen.

Geistiger Austausch, der intellektuelle, auch der moralische, ist kein Profitgeschäft, wie der Waffenhandel zum Beispiel, wo man wegen eines inhumanen Millionengewinns humane Millionenverluste skrupellos in Kauf nimmt. Geistiger Austausch – das können wir bei Leszek Kołakowski, der in Łódź studiert hat, philosophisch begründet finden – geistiger Austausch bereichert vor allem nicht den Nehmer, sondern den Geber.

Bei Kołakowski, der in den wichtigsten europäischen Sprachen in aller Welt seine Philosophie vorträgt, können wir noch einen anderen erstaunlichen Gedanken finden, der seine innere Kondition als Emigrant betrifft. Ich zitiere Kołakowski wörtlich:

Kindheit und Jugend kann man nicht einfach aus seinem Innern verbannen, ohne geistigen Selbstmord zu begehen. Auf der anderen Seite ist der Entschluß, sich der Anpassung völlig zu entziehen, zwar durchführbar, aber glücklos. Es ist möglich ... als professioneller Exil-Pole zu leben und das Land, in dem man lebt, als ein Zufallshotel zu betrachten; diese Einstellung finde ich nicht nur verzweiflungsvoll, sondern auch dem Gastland gegenüber unanständig. Manche, darunter ich, die ihre Heimat aus politischen Gründen verlassen haben, suchen einen Mittelweg: Sie spielen nicht Engländer, Deutsche oder Franzosen, wollen jedoch im Gastland möglichst aktiv mitleben. Wie weit das möglich ist, hängt meistens vom eigenen Willen ab, zum Teil auch davon, wieweit die Kultur und die Tradition des Landes bereit sind, Fremdkörper aufzunehmen; das ist ohne Zweifel in den Vereinigten Staaten und in Deutschland leichter als in England oder Frankreich.

Die größte Schwierigkeit der Emigration ist die Sprache, setzt Kołakowski fort, die Sprache als das geistige Leben selbst, als die unumgängliche Ausdrucksform der Seele. Unter den mir bekannten Sprachen

scheint mir die deutsche die nächste; nicht weil ich sie besser als andere, geschweige denn gut kenne, sondern im Sinne einer begrifflichen Verwandtschaft. Wenn wir vom Wortschatz, von der Syntax und der Grammatik abstrahieren, sind Polnisch und Deutsch dieselbe Sprache.

Auf diese Idee konnte nur jemand kommen, der seine entscheidenden Studien- und Entwicklungsjahre in Łódź erlebt hatte, wo das Deutsche von Polonismen und das Polnische von Germanismen wimmelten, wo Deutsch und Polnisch symbiotisch – und sehr fruchtbar, wie ich meine – miteinander koexistierten.

Nach Kołakowski, dem Philosophen, der in Łódź studiert hat, der in England lebt und lehrt, in Amerika und Frankreich Gastvorlesungen hält, in der Bundesrepublik mit dem Friedenspreis und mit Werk Ausgaben geehrt wird, sprechen wir, Deutsche und Polen, wir in Łódź und wir in Gießen, dieselbe Sprache.

Partnerschaft hat etwas mit einer Partitur zu tun, mit der Kunst, mehrere Instrumental- und Vokalstimmen gleichzeitig lesen und verstehen zu können, sie miteinander erklingen zu lassen.

Partnerschaft stellt symphonische Übereinstimmung her. Das Partnerschaft stiftende Mittelwort, das Wort der Partnerschaft, das Partizip, gehört genauso zum Nomen wie zum Zeitwort.

Poesie der Übereinstimmung schwebt also heute in diesem Raum über den hier versammelten Köpfen.

Wo über Deutsche und Polen, Polen und Deutsche nachgedacht wird, stellt sich allerdings unweigerlich eine schmerzliche Hemmung ein und dazwischen: wie gespenstischer Stacheldrahtzaun: die Schuldfrage, die Frage nach Schuld und Sühne.

Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein. Es ist keiner – so oder so – ohne Schuld, denn in der Geschichte sind auch die Schuldlosen schuldig. In der Geschichte und an der Geschichte.

Ein poetisches Bild aus der Bibel sollte uns weiterhelfen. Das Gleichnis, wie Lot und seine Frau dem Grauen von Sodom und Gomorrha zu entfliehen versuchen. Beide haben das Verruchte im Gedächtnis, beide ziehen daraus ihre Konsequenz, aber Lot schafft es und seine Frau nicht. Er hat die Zukunft im Sinn und geht unbeirrbar weiter. Sie kann sich selbstquälerisch vom Vergangenen nicht lösen, bleibt stehen und dreht sich um – und versteinert zu einer Schmerzsäule aus Salz.

Zwei Chancen, Sodom und Gomorrha zu entkommen, aber nur eine Möglichkeit, sie zu überleben. Schuldbewußt, aber komplexfrei, also nicht paralysiert, sondern tätig. Moralisch geläutert, aber nicht moralisch erpreßbar. Denn das erste führt weiter, das zweite ist tödlich.

Korczak, ein Pole und ein Jude, könnte hier Ansatzpunkt und Vorbild sein. Sein Vermächtnis ist von einer so gewaltigen Dimension, daß wir sie mit unseren kurz-sichtigen Augen heute wohl noch gar nicht ganz erfassen können. Der philosophierende Erzieher, der unermüdliche Helfer, der seinen Plan hatte, die Welt zu verändern, der Menschenfreund geblieben ist, obwohl ihm Menschen das denkbar Schlimmste angetan haben, Korczak, der in seinen letzten Grübeleien, in dem 1942 im Warschauer Getto niedergeschriebenen Tagebuch – trotz des ringsum wütenden Terrors und Menschenhasses – kein einziges Wort der Menschenverachtung über seine Lippen kommen ließ, obwohl sein alttestamentarischer Zorn gewaltig gewesen sein muß.

Mitten in dem schrecklichen Krieg notierte Korczak, damals 64jährig:

Sooft ich an die Vergangenheit denke, an die verflossenen Jahre, bin ich alt. Ich will aber jung sein und deswegen schmiede ich Pläne für die Zukunft. Was werde ich nach dem Kriege tun?

Und Korczak tut nach dem Kriege, nach seinem Tode, mehr, als er in seinen Visio-

nen hätte davon träumen können. Seine Hinterlassenschaft wurde weltweit ein lebendiges Monument „aere perennius“, dauerhafter als Erz, Marmor, Granit oder Edelmetalle.

Korczaks poetische Vision fand eine ihrer schönsten und wirkungsvollsten Heimstätten hier an der Gießener Universität, in der Korczak-Gesellschaft. Hier wird sein Werk gehegt und gepflegt, von hier aus wandert es weiter ins Bewußtsein der Generationen.

Erinnern wir uns eine Weile an Korczak, an seine exemplarische Existenz. Er war 1906–1907 mit Begeisterung Praktikant an der Berliner Charité, dort Schüler der von ihm hochverehrten Professoren: Heinrich Finkelstein (1865–1942), Facharzt für Kinderheilkunde, und Theodor Ziehen (1862–1950), Professor für Psychiatrie und Nervenheilkunde, später auch Ordinarius für Philosophie und Privatgelehrter in Wiesbaden.

Kriegs- und leiderfahren war Korczak bereits 1914–1919 als Chefarzt eines Divisionslazaretts und 1919 als Arzt der polnischen Armee in einem Seuchenlazarett in Łódź während des sowjetisch-polnischen Krieges.

Die Geschichte, die Geschichte des ersten und dann des zweiten Weltkriegs, hatte es nicht vermocht, ihm seine Vision vom Menschentum zu zerstören.

In einer der letzten Notizen seines Tagebuchs beschreibt Korczak den Augenblick, da er am Fenster seiner Behausung im Getto den Topfblumen Wasser gibt, während auf der Straße unten ein deutscher Posten diesem Treiben neugierig zusieht. Was würde man, als Opfer, als Gepeinigter, wie Korczak, in einem solchen Augenblick empfinden? Feindschaft, Zorn, Haß, Verachtung?

Korczak notiert:

Meine Glatze am Fenster wäre ein gutes Ziel. Er hat ja einen Karabiner. Warum steht er da und betrachtet

mich so friedlich? Er hat keinen Befehl. Vielleicht war er im bürgerlichen Leben Dorfschullehrer, vielleicht Notar, Straßenkehrer in Leipzig oder Kellner in Köln? Was würde er tun, wenn ich ihm zunickte? Freundlich winken? Vielleicht weiß er gar nicht, daß es so ist, wie es ist?...

Das ist die Frage Korczaks an uns. Vielleicht wissen wir gar nicht, daß es so ist, wie es ist, weil wir nicht wissen, daß wir so sind, wie wir sind? Und daß es nur anders werden kann, wenn wir wissentlich anders werden?

Was werden die anderen tun, unsere tatsächlichen Gegner oder unsere vermeintlichen Feinde, wenn wir ihnen freundlich zulächeln? Und unseren Blumen weiterhin frisches Wasser geben?

Das ist die Frage Korczaks an uns, seine poetische Vision, unsere Chance der Partnerschaft.

Korzak lebt, dank seiner Unschuld und Reinheit. Und der Sitz seiner Visionäre ist hier, in Gießen, und dort drüben, in Łódź, wo man darum bemüht ist, das Hüben und Drüben nicht so weit voneinander entfernt sein zu lassen.

Meine Korrespondenzen und Gespräche mit Freunden, die aus Łódź stammen und über die ganze Welt verstreut sind, ganz gleich, ob sie Polen, Deutsche oder Juden sind, pflege ich oft mit einer Paraphrase einzuleiten, die da scherzhaft lautet: „Lodzer aller Länder, vereinigt euch!“

Diese skurrile Lösung, scheinbar infantil, und eigentlich utopisch poetisch, bekommt heute und hier einen ernsten, realen Sinn:

Kultivieren wir nicht unsere provinzielle Beschränktheit, den lokalpatriotisch aufgeputzten, feierlich gestimmten, sentimental oder pathetisch verfälschten, engstirnigen Kleinmut, der immer in geistige Sackgassen führt – wenn's gut geht. Wenn's schlecht geht: in eine nicht wiedergutzumachende Selbstzerstörung.

Kultivieren wir unsere Universitas, wie die beiden zur Partnerschaft hier versam-

melten Partner es tun, und zwar nicht nur die universitas personarum, die universitas magistrorum et scholarium, sondern die universitas humanorum schlechthin – denn der Geist flat – sowieso – ubi vult.

Es gibt keine zwei anderen historischen und geistigen Landschaften in Europa, die durch ihre Nähe und ihre Unterschiede so sehr aufeinander angewiesen wären, so sehr der gegenseitigen Wahrnehmung bedürftigen, wie die polnische und die deutsche.

Łódź heute und Łódź gestern als Gemeinwesen und als Prisma könnte dafür ein Modell sein. Ich sehe mich unter meinen Schulfreunden um, dem Abiturientenjahrgang 1939 in Łódź, und habe eine ganze Welt vor meinen Augen. Nur wenige sind in Łódź geblieben: der eine, der als Jurist und Kommunalbeamter vor kurzem pensioniert wurde, lebt fest in seinem katholischen Glauben verankert. Der andere, der in der Schule weniger brillierte, dafür als Organisator bei den Pfadfindern und als Sportler viel von sich reden machte, schloß sich der Partei an und machte Karriere als Verwaltungsdirektor eines großen Opernhauses im Norden des Landes. Einem dritten, der in der Schule als Nationaldemokrat hervortrat und der 1939, nach Hitlers Vorbild, unbedingt in der Tschechoslowakei und in Litauen einmarschieren wollte, um die ehemals polnischen Gebiete zurückzuerobern (– ich sehe ihn noch heute auf der Schulbank stehen und fortissimo skandieren: Na Kłaj-pe-de! Na Kłaj-pe-de! Na Za-ol-zie! Na Za-ol-zie! –) geht es am besten: Er ließ sich im freien Felde außerhalb von Łódź nieder, betreibt als Privatunternehmer eine große Gärtnerei und lebt als Zloty-Millionär im Wohlstand. Unser Primus war nach Danzig gegangen und leitete dort als angesehenener, erfolgreicher Arzt ein Krankenzentrum. Aber er zerbrach unter den weltanschaulichen Konflikten. Vor sechs

Jahren ließ er Praxis und Familie Hals über Kopf im Stich und lebt nun – eher seelisch gebrochen als äußerlich zufrieden – vereinsamt in einem Vorort von Hamburg. Das wären einige von den Dutzend Polen.

Die jüdischen Klassenkameraden traf ich in Łódź bei unserem Klassentreffen nicht. Ich schämte mich, danach zu fragen und ich stand mit dieser Scham nicht allein da. Ich erfuhr nicht, was mit ihnen geschehen war, ob sie noch lebten, wo sie zu finden wären.

Und die Deutschen der Klasse? Einer war der Klassen-Zweitbeste, vor allem in Geschichte beschlagen, Sohn eines evangelischen Pastors. Er saß rechts von mir in der Nebenbank. Wir hielten ihn für einen Büffler, weil wir von seinem Privatleben kaum etwas wußten und weil er sich an unseren außerschulischen Eskapaden kaum beteiligte. Nun traf ich ihn in den sechziger Jahren zufällig in Bonn und in Frankfurt wieder – bei internationalen Osteuropa-Kongressen und Symposien. Er war nach dem Kriege Professor geworden und machte in den USA jungen Amerikanern politikwissenschaftlich Osteuropa klar. Am meisten überraschte es mich, als ich erfuhr, daß er, der Deutsche von uns allen Deutschen in der Klasse, am Warschauer Aufstand als polnischer Offizier auf polnischer Seite gekämpft hat. Er war halt gut in Geschichte.

Ein anderer Deutscher, der spielend leicht Sprachen lernte – er saß eine Bank vor mir, und ich durfte bei Klassenarbeiten in Notfällen bei ihm abschreiben –, landete im Auswärtigen Dienst – Frankreich, Afrika, auch die Deutsche Botschaft in Warschau waren seine Stationen. Ein dritter hatte das Pech, zu nordisch auszusehen. Er wurde gleich 1939 als 18jähriger zur Waffen-SS gemustert und verscholl bald spurlos an der Front irgendwo in Rußland. Ich hatte Glück, ich sah nicht

„nordisch“ aus, ich wurde zum gewöhnlichen Arbeitsdienst, danach zur Wehrmacht in Frankfurt an der Oder einberufen. Mir blieb der Anblick meiner Heimatstadt in ihrem Jammer der Jahre 1940–1945 erspart.

Die Söhne und Töchter der großen Lodzter Fabrikanten hatte es inzwischen ebenfalls in alle Winde verstreut. Scheiblers Tochter und Sohn, mit denen ich zur Schule ging und konfirmiert wurde, sollen irgendwo in Südamerika als Unternehmer leben. Eine von Geiers Töchtern blieb in Warschau, als Frau eines polnischen Professors, eine andere lebt in Wien, verheiratet mit einem Österreicher. Reste der deutschen Industriepioniere von Łódź.

Was für Biographien! Welch ein Universum in dieser Handvoll Lodzter Schicksale und Lebensläufe. Wie sollte man da nicht auf den scheinbar befremdenden Slogan kommen: Lodzter aller Länder, vereinigt euch? Nicht in Schützengräben oder Massengräbern, versteht sich, sondern bei Klassentreffen und bei Partnerschaftsprojekten.

Aber lassen wir diese Prosa und kehren wir zur Poesie zurück, die uns weiterhilft. Als ich vor diesem Abend das Verzeichnis der Autoren überflog, die ich in den letzten 30 Jahren übersetzt habe, war ich überrascht, wie viele Lodzter es darunter gab, was mir beim Übersetzen gar nicht bewußt gewesen war.

Unter den ersten acht Lyrikern, deren Gedichte ich im Sommer 1959 publiziert habe, war Mieczysław Braun, der Rechtsanwalt aus Łódź, der 1942 im Warschauer Getto an Fleckfieber starb. In meiner ersten Lyrik-Anthologie, betitelt „Lektion der Stille“, erschienen bei Hanser in München 1959, erregte die meiste Aufmerksamkeit der Leser das Gedicht von Jerzy Waleńczyk, einem jungen Lyriker aus Łódź: „An einen unbekanntem Deutschen

im Westen“. Das Gedicht enthielt folgende Zeilen:

Glaub ihnen nicht, wenn sie dir von mir sagen:  
Er ist dein Feind, in den Boden mit ihm,  
Damit das neue Europa keime.

Glaub ihnen nicht, wenn sie dir sagen:  
Zünde sein Haus an, glätte die Asche darüber,  
Denn Feuer und Blut erfüllen die Zukunft.

Halte mich nicht für einen,  
der dich überfallen  
möchte,  
[...]

Der du mein ferner Bruder bist, Freund  
mit fremdem Namen, unbekanntem Zügen,  
es ist die Stunde der Reue für die Jugend  
in Uniform.  
[...]

Wolltest du wirklich die Räume verfeinden?  
Würde das wirklich deine Mutter freuen?  
Würde das wirklich die Liebe deiner Frauen wecken?

Ich und du bedeuten nicht mehr als sechzig Jahre,  
Wir werden geboren, wir zeugen, wir sterben,  
Weinend, lachend, betend.  
[...]

Es gibt nur eine Erde,  
den alten irrenden Nachtschwärmer,  
Sichtbar im schwarzen Spiegel enthüllter Welten.  
Möge das Leben der Weisen in Frieden ranken.

Der 30jährige Poet, Polonist und Redakteur aus Łódź, bekam Antwort von seinen deutschen Altersgenossen-Poeten aus der Bundesrepublik und sogar von einem deutschen Exil-Poeten aus London. Eine Welle der Sympathie und Solidarität ging von diesen Gedichten aus.

Anna Pogonowska, Henryk Hartenberg, Kazimierz Brandys, Bronisław Maj, alle aus Łódź, waren die nächsten, deren lyrische Gedichte und Prosatexte ich übersetzt habe, auf ihre Aussage und Qualität achtend, nicht aber auf den weltanschaulichen oder sonstigen von mir nicht zu beurteilenden aktuellen Stellenwert ihrer Vita. Auch Satiriker und Aphoristiker aus Łódź, wie Stefania Grodzieńska, Ludwig Jerzy Kern, Jerzy Pomianowski, Wiesław Brudziński, enthalten meine Anthologien.

Waren die Lyriker dazu berufen, eine Brücke zwischen den Empfindungen der Polen und der Deutschen zu schlagen, erfüllten die Satiriker die andere horazische Aufgabe – *ridendo dicere verum* quis vetat: lächelnd die Wahrheit zu sagen, wie Brudziński, den ich nicht zitieren muß, weil die Sondernummer Ihrer Zeitung Leseproben seiner Aphoristik enthält.

Aber der wichtigste Dichter der Stadt Łódź war und bleibt Julian Tuwim, der vielseitigste, bekannteste und produktivste Poet der polnischen Literatur der Zwischenkriegszeit 1918–1939.

Dieser erste große Dichter des freien Polen, Sohn der jungen, zu schnell, zu hektisch ins Riesenhafte gewachsenen Großstadt, schrieb in einem sehr frühen Gedicht um 1920 „Meine Kindheit in Łódź:

... o città dolente, wie kam es, daß ich dich so sehr und so herzlich liebe?

Diesen Satz zitiere ich als Antwort auf die prosaischen und sehr flüchtigen Bonmots, vielmehr Malmots, die Łódź als der „bösen“, „häßlichen“, „schmutzigen“, „unge liebten“ u. a. m. Stadt am Zeuge flicken und deren Platitüden die späteren ebenso oberflächlichen Blitz-Touristen wiederholen. Was weiß einer von Łódź, der nur seine Schornsteine, den Ruß und den Geruch der Fabriken auf seiner Durchreise wahrgenommen hat und sonst nichts? Freilich – Gelsenkirchen und Wanne-Eickel, die auch eine Staublunge haben und nach Ammoniak riechen, sind kein München und kein Baden-Baden. Aber – könnten wir in Baden-Baden baden ohne die Gelsenkirchener Energie? Wie arm dran wären die Damen und Herren von Warschau und Zakopane ohne die Tuche aus Łódź? Sie liefen schmucklos herum und würden frieren.

Und wenn der andere am Ganges, Sorrent,  
An der Krim seine Freude habe,  
Ich ziehe mir Łódź vor, das man verkennt,  
Es ist mein Glück, meine Labe...

dichtete Tuwim 1919 in einem Jugendgedicht. Und diese Anhänglichkeit des wortgewaltigen, oft ironischen bissig-kritischen Julian Tuwim kann hier nicht als pure Sentimentalität abgetan werden – ähnlich wie die Anhänglichkeit eines anderen großen Sohnes der Stadt, Artur Rubinsteins. Tuwim erklärt seine Liebe in der nächsten Strophe genauer. Tuwims Liebe zu Łódź war die eines Sohnes zu seiner Mutter, die zwar niemals eine Schönheitskonkurrenz gewonnen, aber ihm mit ihrer trüben Muttermilch wichtige Überlebenskräfte und Erfahrungen, abgesehen von dem wuchernden, vielseitigen Talent, auf den holprigen Lebensweg mitgegeben habe. Alle Klondikes, alle Goldgräberstädte wachsen unorganisch aus Steppen, Sümpfen, Urwäldern und Baracken. Und am meisten spotten über den ewigen Eisboden, die schreckliche Mückenplage und die dürftigen Lebensbedingungen der unschönen Orte diejenigen, die von ihrem Golde – freilich woanders – leben.

Tuwim jedenfalls liebte seine Stadt, und als er 1939 sie verlassen mußte, über Rumänien, Frankreich nach Buenos Aires flüchtete, war er zwar von der Blütenpracht und vom Zauber dieser südamerikanischen Metropole hingerissen – mochte sie aber nicht gegen sein rußiges Łódź eintauschen. Er sehnte sich nach der Petrikauer Straße, nach der Magistrale der Stadt, wo in den Nachmittagsstunden Schüler und Studenten der Stadt sich ein Stelldichein gaben und im Auf- und Abgehen ihre Beredsamkeit und Geselligkeit übten – am Grand-Café vorbei, wo einige ihrer Professoren den Nachmittagskaffee zu sich zu nehmen und durch die großen Fensterscheiben ihre Schüler zu beobachten pfl egten.

Tuwim dichtete eins seiner schönsten Gedichte, die „Polnischen Blumen“, in den vierziger Jahren in Buenos Aires, als Emigrant.

Oh, Silbernebel! Gräulich blaß!  
Oh, fahler Dunst! Oh, endlos Nebel!  
Als sah' ich mich durch trübes Glas  
Von Sonnenfinsternis umgeben:

Als man beschwingt flanieren ging –  
Wie dicht wird jetzt der Nebelring!  
Das Mittelstück der Magistrale  
Stets auf und ab, wohl hundert Male.

Durch Tränenschleier, Reif des Taus,  
Durch die fast blinden Nebelschwaden  
Sehe ich wieder jedes Haus  
Und jedes Fenster, jeden Laden.

Durch Tränenschleier, Reif des Taus  
Kommt man am schnellsten heim, nach Haus,  
Wenn's draußen neblig ist, fällt innen  
Das Heimweh leichter, das Erinnern.

In Rio nieselt's, wie in Polen.  
Heut legte Łódź in Rio an,  
Durch polnisches Gewölk, verstoßen,  
Als Schatten, als Gespensterkahn.

Der Regen zieht mich immer wieder  
Hinaus ... Doch nicht zur Avenida.  
Zu meiner Łódzer Magistrale,  
Stets auf und ab, wohl hundert Male.

Du mein Gedicht, mein Traumgeschehen ...  
Bedenke: Rio de Janeiro  
Ein wahres Blumentrocadero,  
Und dort (= weißt du noch: Orchideen,  
Flor de Ipe', Jasmin de Cabo,  
Maracuja und Flamboyanten,  
Die Sechsetagen-Baumgiganten,  
In roter Blütenpracht begraben),

Und dort, ich sag dir, braucht's wenig,  
Um sich zu fühlen wie ein König.  
Als würde alles, was wir hoffen,  
Auch kühnste Träume, übertroffen.

Was diesem Land der Himmel spendet,  
Ist wahrer Segen ohne Ende.  
Doch plötzlich – duftet es von Wiesen,  
Als würde dort der Honig sprießen –

Copacabana, Ipanema,  
Tijuca, Batafogo, Leme –  
Als gält's die Ernte heimzuholen:  
Ein Wörterblumenstrauß aus Polen.

Die Poesie löst fremdes Dasein im eigenen auf, meinte Novalis. Manchmal löst fremdes Dasein das eigene in visionäre Poesie auf.

Die von der Justus-Liebig-Universität aus heutigem Anlaß herausgegebene Sonder-

nummer des „Uni-Forums“ beginnt mit dem Beitrag „Zur Genesis einer Partnerschaft“. Lassen Sie mich meinen Beitrag mit einem Gedicht von Mieczysław Jastrun enden, das ebenfalls die Überschrift „Genesis“ trägt.

Mieczysław Jastrun (1903–1983), einer der wichtigsten Dichter Polens unserer Zeit, war Polonist und Germanist in Polen, stand also im Dienste der Partnerschaft unserer Sprachen und Literaturen. Nach 1945 leitete Jastrun in Łódź den Literaturteil der ersten Kulturzeitschrift im befreiten Polen („Kuznica“), und 1946 war er der erste Literaturpreisträger der Stadt Łódź. 1969 wurde Jastrun mit dem angesehenen Übersetzerpreis des Polnischen PEN-Clubs in Warschau für seine Übertragungen aus dem Deutschen ausgezeichnet. Ich hatte das Glück und die Ehre, 1965 für meine Übertragungen polnischer Poesie den gleichen Preis zu empfangen. Das machte uns, Jastrun und mich, zu Partnern eines poetisch/bilateralen Bundes.

Jastrun und sein Gedicht „Genesis“ erregten meine Nachdenklichkeit. Bei meiner ersten Polenreise nach dem Kriege, im Spätherbst 1959, anlässlich eines Slowacki-Symposiums des Instituts für Literaturforschung, an dem ich auf Einladung der Polnischen Akademie der Wissenschaften teilnahm, besuchte ich den Dichter in seiner Wohnung in der Iwicka-Straße und suchte seine Bekanntschaft. Es interessierte mich, warum Jastrun, der jüdischer Herkunft war, der den Krieg, das Getto, den Warschauer Aufstand überlebt hatte, in jener schlimmen Zeit – statt wie andere, Haßgesänge zu produzieren – deutsche Gedichte von Walther von der Vogelwei-

de, von Hölderlin und von Rilke übersetzte. Seine Antwort war schlicht: Er habe die Vision eines anderen Deutschland im Sinn gehabt. Er kannte Heidelberg, hatte deutsche Literatur und Kultur studiert, habe eine nahe Beziehung zur Sprache und zu den Dichtern, die er verehere – das war für ihn eine Vision, die haltbarer war als die augenblickliche Realität.

Ich las also immer wieder das Gedicht „Genesis“, und es wurde für mich zur lyrischen Formel für den notwendigen Neubeginn, für den unumgänglichen ersten Schritt zum Gemeinsinn, zur Gemeinschaft, zur Unität, Universität, Universalität.

Setze den ersten Schritt in die Wüste.  
Such nach dem Körnchen Feuer im Stein.  
Locke aus der erkalteten Materie  
Den Lebenssaft des Rebstocks.

Den Fischen, Monden der Tiefe,  
Befiehl, auf die Sonne zu schwimmen.  
Wecke die schlafenden Vögel und Tiere  
Aus ihrer Wiege im Felsberg.

Erleuchte den Tisch in der Finsternis, darauf  
Die Früchte,  
Den Krug reinen Wassers.

Dasselbe auf Polnisch, in der Originalfassung.

Uczyń pierwszy krok w pustyni.  
Poszukaj ziarenek ognia w kamieniu.  
Wyprowadź z materii ostyglej  
Żywy sok winorośli.

Rybom, księżycom otchłani,  
Każ wypłynąć na słońce.  
Obudź ptaki i zwierzęta śpiące  
W kolebkach gór skalistych.

Oświeć stół w mroku, na nim  
Owoce,  
Dzban wody czystej.

Dziękuję za uwagę. Ich danke für die Aufmerksamkeit.